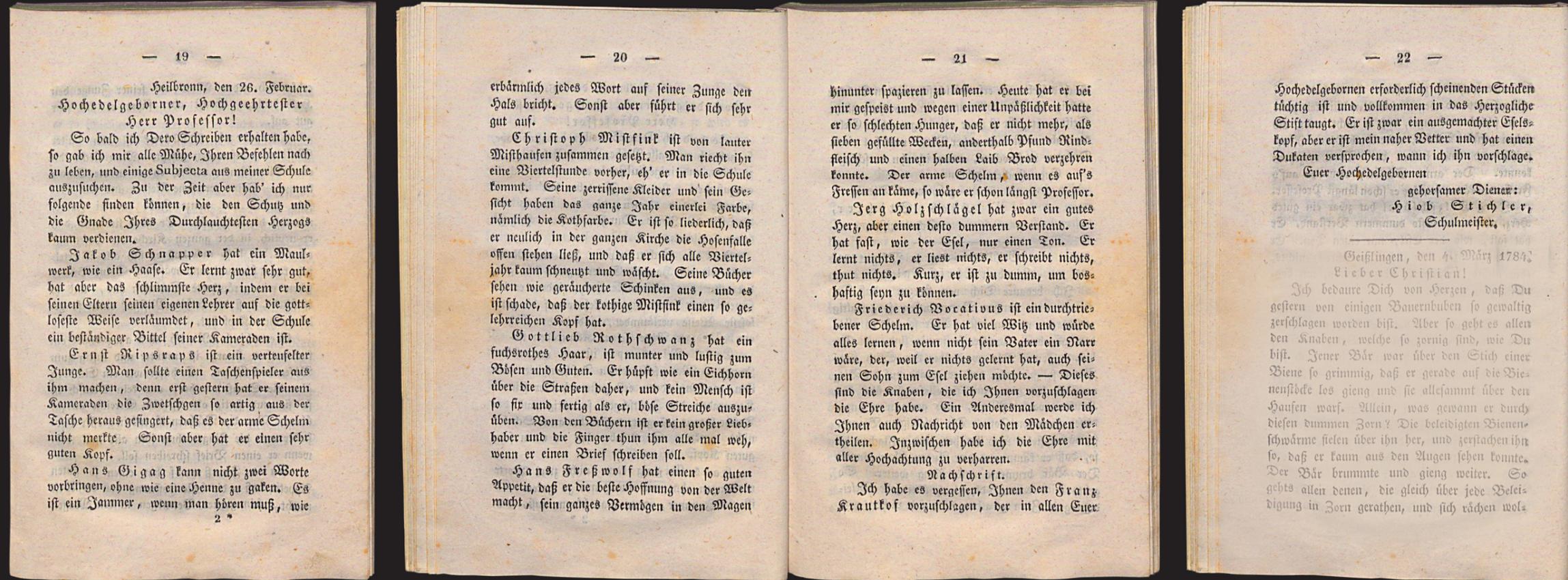




**SCHUBART**  
**GESELLSCHAFT**  
JAHRESGABE  
2022

Christian Friedrich Daniel Schubart:  
Schuldiktat aus seiner Geislinger Zeit



Sechs Jahre, von 1763 bis 1769, arbeitete Schubart als Hilfslehrer (Schuladjunkt) in Geislingen. In der Volksschule der kleinen Stadt hatte er über 100 oft wilde und beileibe nicht selten wenig lernwillige Schüler zu unterrichten – die Kinder der Geislinger, die in der Regel nicht zur kleinen gebildeten Oberschicht gehörten. Schubart war damals unerfahren, erst Mitte 20, konnte sich aber in seine Zöglinge recht gut hineinversetzen. Für sie schrieb er daher ganz besondere, einzigartige Schuldiktate, Texte von hohem literarischen Rang, die er in der Schule diktierte. Sie sollten den Kindern Spaß machen, sie zum kritischen Denken anregen und ihnen ganz nebenbei auch die Rechtschreibung beibringen. Aber sie sind auch avantgardistische Dichtungen eigener Qualität. Denn selbst Fritz Kochers Aufsätze (1904) von Robert Walser mit ihren kafkaesken Wendungen stehen noch in der Tradition der zu wenig bekannten Geislinger Schuldiktate Schubarts.

Für viele dieser Texte wählte Schubart die Briefform, auch beim abgedruckten Beispiel, das leicht als fingiertes Schreiben zu erkennen ist. Man sieht dies schon an den sprechenden Namen, die offenbar nicht ohne Witz ausgesucht wurden: Drecks Kittel, Wildfang, Sausewind, Leerkopf, Ochsenherz. Der Brief stammt von einem Schulmeister mit Namen Hiob Stichler und ist an einen nicht näher benannten Professor gerichtet. Der Name des Lehrers ist natürlich auch sprechend; ihm wohnt die Erschütterung über den Zustand der Bildungsanstalt wie ein gnadenlos kritisches Moment inne. Offenbar soll Stichler der Obrigkeit Schüler nennen, die „den Schutz und die Gnade Ihres Durchlauchtsten Herzogs“ verdienen. Hier

wird auf eine traditionsreiche Eliteförderung im württembergischen Bildungssystem angespielt, die es (übrigens bis heute) möglich macht, mithilfe des sogenannten Landexamens jährlich die 25 ‚besten‘ Landeskinder auszuwählen, um sie dann – mit Stipendien versehen – durch theologische Seminare und das Tübinger Stift bis zur Berufstätigkeit als Pfarrer, Theologieprofessor oder Lehrer zu führen. So sicherten sich die württembergischen Herzöge eine stabile, staatstragende, weil dankbare Bildungselite.

Der satirische Brief Schubarts entwirft also eine verdrehte Welt: Denn niemals konnte ein einfacher Volksschullehrer ehrwürdige Kandidaten für das Landexamen empfehlen; diese fänden sich nur in höheren Schulen. Quasi durch die Hintertür zeigt sich so das eigentliche Thema des Briefes: Das ungerechte Bildungssystem seiner Zeit gab Kindern aus dem Volk kaum eine Karrierechance. Schon deren Namen – Hans Freßwohl, Ernst Ripsraps, Christoph Miststink, Hans Gigag – verweisen auf sehr körperliche Bereiche, von denen die feinen Sphären höherer Bildung sich eher entfernt zeigen möchten. Der Soziologe Norbert Elias hat dies einmal als Moment zunehmender Zivilisierung ausgemacht. Insofern zeigen sich die Schüler des Schulmeisters Stichler unzivilisiert: Sie haben Mäuler wie Hasen, hüpfen wie Eichhörnchen, sind dumm wie Esel oder gackern wie Hennen. Sie fressen unmäßig, stinken wie Misthaufen und ihre Haut hat die Farbe von Exkrementen. Trotzdem sind die meisten von ihnen fraglos intelligent, wie ihr Schulmeister bezeugt, selbst wenn sie boshaft, diebisch, verlogen und liederlich erscheinen. So hat Ernst Ripsraps, aus dem womöglich einmal ein Taschenspieler werden

wird, „einen sehr guten Kopf“, auch Jakob Schnapper lernt sehr gut, Friedrich Vocativus „hat viel Witz und würde alles lernen, wenn nicht sein Vater ein Narr wäre, der, weil er nichts gelernt hat, auch seinen Sohn zum Esel ziehen möchte.“ Leider gibt es auch hoffnungslos dumme Jungen in Stichlers Schule, etwa Jerg Holzschlägel oder Franz Krautkopf, der „ein ausgemachter Eselskopf“ ist.

Doch Vorsicht! Lustig ist dieser Brief nur an der Oberfläche. Was Schulmeister Stichler (hinter dem sich vielleicht unser Dichter Schubart verbirgt) bewegt, sind tiefenste, ja tragische Einsichten: „es ist schade, daß der kothige Miststink einen so gelehrreichen Kopf hat.“ Hinter solchen verdrehten Aussagen steckt nämlich eine sozial sensible Überzeugung: Es wäre besser für Miststink, er wäre dumm, denn er hat keine Chance, seinen Intellekt zu nutzen. Oder: Es wäre besser, er würde in bürgerlichen Verhältnissen leben, die es erlauben würden, seine Klugheit mit Gewinn für die Gemeinschaft einzubringen.

Im 18. Jahrhundert zementiert das Bildungssystem noch besonders stark bereits bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten; die Eliten reproduzieren sich seit Generationen selbst. Stichlers Schüler haben, so gesehen, kaum eine Möglichkeit zur Entwicklung ihrer Talente. Dass nicht nur die chancenlosen Schüler intelligent, sondern die staatlich geförderten womöglich saudumm sind, zeigt der Schluss von Stichlers Brief; dort schlägt er seinen Vetter Franz Krautkopf als Stipendiaten vor, der „zwar ein ausgemachter Eselskopf“ ist, „aber er ist mein naher Vetter und hat einen Dukaten versprochen, wann ich ihn vorschlage.“

Neben der Eliteförderung, der Undurchlässigkeit des Schulsystems und der Korruption bei der Vergabe von Preisen und Stipendien nimmt der Brief noch eine andere soziale Praxis des 18. Jahrhunderts aufs Korn: den um sich greifenden Beobachtungswahn. Nicht nur der Pietismus schlug zu Beginn des Jahrhunderts vor, die Veränderungen von Menschen genau zu protokollieren, um Vorbilder und Negativbeispiele religiöser Lebensläufe zu sichern. Auch die damals florierenden Geheimgesellschaften – der Illuminatenorden, die Freimaurer oder die Gold- und Rosenkreuzer – observierten Menschen, um mögliche Gefolgsleute zu selektieren oder durch gezielte Förderungen Machtstrukturen aufzubauen. Moderne Nachrichtendienste und selbst dubiose Politiker verwenden bis heute geheime Personen-Dossiers, um Informationsvorteile, Erpressungsgründe oder Netzwerke nutzen zu können.

Mit geradezu anarchischem Witz kritisiert Schubart solche Umtriebe. Er will seine Zöglinge schon früh zu einem kritischen Bewusstsein erziehen; er will sie heiter auf den Ernst des Lebens vorbereiten. In einem anderen Schuldiktat heißt es lakonisch: „Je ärmer man ist je mehr sollte man eigentlich lernen. Der Reiche kommt durch sein Gelt fort, aber durch was sollen dann die Armen fort kómen, ist es nicht ein Jammer, wann man einen armen Knaben sieht, der weder Lesen noch schreiben kan und kaum das Vater unser recht beten kan, und dem der Hunger und die Dumheit zugleich aus den Augen heraus sieht?“ Bildung, so Schubarts Credo, ist ein, ist der Weg soziale Ungerechtigkeit zu besiegen.

Barbara Potthast/Dirk Niefanger

Weil, Christian Friedr. Daniel Schubarts Briefe und Aufsätze während seines Schulamts in Geislingen, seinen Schulkindern diktirt. Göppingen, gedruckt zu haben in der Schnarrenberger'schen Buchdruckerei [1835], S. 19–22.